

Der letzte jüdische Philosoph

Ein internationaler Kongreß in Kassel zur Aktualität Franz Rosenzweigs

VON THOMAS MEYER

Als der deutschstämmige Religionsphilosoph Julius Guttman sich Anfang der vierziger Jahre im Jerusalemer Exil daran machte, seine *Philosophie des Judentums* ins Hebräische zu übersetzen, ergänzte er das Buch um ein Schlußkapitel über Franz Rosenzweig. Nicht nur für Guttman galt Rosenzweig als „der letzte jüdische Philosoph“. Schon in den zahlreichen Nachrufen zu Rosenzweigs Tod am 10. Dezember 1929 waren die Autoren sich einig, daß nunmehr die Ära der großen jüdischen Denker zu Ende gegangen sei. Vom neorthodoxen Hamburger Oberrabbiner Joseph Carlebach bis zu der Essayistin Margarete Susman reichte die Spannweite derer, die Rosenzweigs Tod als großen Verlust für das Judentum und die jüdische Philosophie kommentierten.

Franz Rosenzweig war nach Hermann Cohen, der im April 1918 verstorben war, die Rolle als intellektuelle Integrationsfigur des deutschen Judentums zugeschrieben worden. Eine Rolle, die er selbst nicht gesucht hatte. Seine Werke waren Kampfansagen und Klarstellungen, aber nur selten eindeutige Gesprächsangebote. Als er 1917 seinen berühmten Aufruf *Zeit ist's* veröffentlichte, um seine Idee einer Akademie für die Wissenschaft des Judentums zu propagieren, fand er nicht nur Beifall.

Rosenzweigs Nimbus verdankte sich seinem 1921 erschienenen Werk *Der Stern der Erlösung*, das gemeinsam mit dem zwei Jahre zuvor herausgekommenen *Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums* Hermann Cohens als letzter Gipfelpunkt jüdischer Philosophie galt. Weitaus radikaler als sein Lehrer Cohen, wollte Rosenzweig nicht nur die „Philosophie von Ionien bis Jena“ fundamentalen Fehlansätzen überführen, sondern auch die „Methode des Denkens“ durch eine „Methode des Sprechens“ ersetzen. Sein „neues Denken“ nahm seinen Ausgangspunkt an der Unmöglichkeit, Mensch, Welt und Gott in irgendeiner Weise gegenseitig herzuleiten oder gar zu verstehen. Dieser Anspruch führte Rosenzweig nicht nur zur Totalrevision philosophischer Grundbegriffe, sondern auch zu der Frage, ob das „neue Denken“ überhaupt noch als Philosophie zu verstehen sei. Es war unter anderem das Motiv des Hinausführens der Philosophie über ihre traditionellen Grenzen, das Karl Löwith zu dem ketzerischen Satz brachte, Martin Heidegger habe nur einen Zeitgenossen gehabt, nämlich Franz Rosenzweig.

Sehr bald nach seinem Tod setzte eine intensive Rezeption von Rosenzweigs Werk ein: Bereits 1933 legte Else-Rahel Freund eine Monographie vor, die Rosenzweigs Denken als „Existenzphilosophie“ charakterisierte. Dann geschah lange Zeit nichts. Ansätze einer Rosenzweig-Renaissance zeigten sich erst wieder in den sieb-



Zeit ist's, sich wieder mit ihm zu befassen: Franz Rosenzweig

Foto: Archiv Jüdische Allgemeine

ziger Jahren, als frühere Freunde und Schüler in Frankreich, Israel und den USA ihn wieder auf die Agenda setzten. Die sehr verdienstvolle, zwischen 1976 und 1984 bei *Nijhoff* in den Niederlanden erschienene Rosenzweig-Gesamtausgabe blieb allerdings weitgehend unbeachtet. In Deutschland begann man sich Rosenzweigs erst 1986 zu erinnern, als Wolf Dietrich Schmied-Kowarzik anlässlich des hundertsten Geburtstags des Philosophen eine internationale Konferenz in dessen Geburtsort Kassel veranstaltete.

Nun lud Schmied-Kowarzik vom

28. März bis 1. April erneut nach Kassel ein, um nach achtzehn Jahren die inzwischen zahlreich nachgewachsenen, vor allem jungen Rosenzweig-Forscher aus aller Welt ins Gespräch zu bringen. Dabei zeigte sich eindrucklich, welche enorme Weiterentwicklung die Auseinandersetzung mit dem Denken des Philosophen inzwischen genommen hat.

Peter Gordon (Harvard) etwa entwickelte in einem luziden Vortrag die Gemeinsamkeiten und Differenzen von Rosenzweig und Heidegger, und legte überzeugend dar, daß Strukturanalogien und ähn-

liche Begriffe noch lange keine Verwandtschaftsverhältnisse signalisieren. Leora Batnitzky (Princeton) insistierte, daß die Frage nach der Stellung des „neuen Denkens“ zwischen Philosophie und Theologie Rosenzweigs nur zu entscheiden sei, wenn es gelinge, die eigentümliche Theoriemischung aus deutschem Idealismus, Cohenschem Kantianismus und liturgischen Elementen genauer zu lokalisieren.

Reiner Wiehl (Heidelberg) rekonstruierte in einer subtilen Lektüre Rosenzweigs *Stern* aus dessen Ambition, Philosophie mittels Destruktion, Reduktion und Konstruktion neu zu schaffen. Daß der Philosoph Wiehl vor Rosenzweigs theologischen Reflexionen abbog, warf nochmals ein Schlaglicht auf Rosenzweigs Innovationsfreude. Neben der Philosophie hatte er auch noch eine Neubestimmung von Christentum, Heidentum und Judentum vorgenommen.

Daß sich Rosenzweig nicht nur als Erfinder neuer hermeneutischer Verfahren begriff, so Pierfrancesco Fiorato (Sassari), sondern selbst neue Mythen schuf, wies Michael Zank (Boston) in einem fulminanten Vortrag nach. Rosenzweig leitete 1924 die *Jüdischen Schriften* Cohens ein. Nicht wenige halten bis heute diesen Text für die Wiedergabe des „wahren“ Cohen. Zank konnte jedoch zeigen, daß hier der fromme Wunsch Vater des Gedankens ist: Rosenzweig habe sich seinen Cohen zurechtgelegt, damit er besser mit ihm umgehen konnte.

Wie hilfreich die Kontextualisierung Rosenzweigs sein kann, zeigte sich, als Zev Levy (Haifa) ihn mit Emmanuel Lévinas verglich, und Micha Brumlik (Frankfurt am Main) mit Leo Strauss. Besonders bei Brumlik wurden die Umwege des Denkens im zwanzigsten Jahrhundert in aller Schärfe erkennbar: Während Strauss nicht mit äußerst ambivalenten Bemerkungen zu Rosenzweig zu dessen Lebzeiten aufwartete, widmete er ihm in den sechziger Jahren die amerikanische Ausgabe seiner Spinoza-Studie.

Neben Batnitzky und Gordon stellten unter anderem Eric Santner (Chicago) und Michal Schwartz (Toronto) ihre neuen Studien vor. In diesen Tagen erscheint bei *Niemeyer* erstmals ein fortlaufender Kommentar des *Sterns*, herausgegeben von dem Luzerner Philosophen Martin Brassler. In all diesen Büchern wird Rosenzweig nicht nur einer historischen Bewertung unterzogen, sondern auch als eminent moderner jüdischer Philosoph in Erinnerung gebracht. Almut Bruckstein (Berlin) verknüpfte ihn daher konsequent mit zeitgenössischen jüdischen Denkern, wie Moshe Idel und besonders Eliot Wolfson.

Passend zum bevorstehenden Pessachfest verabschiedete man sich vom Kasseler Kongreß mit einem Ausblick auf die kommende geplante Rosenzweig-Konferenz: Nächstes Jahr in Jerusalem!

KULTURkürzel

Kertész kritisiert Schriftstellerverband
Der Literaturnobelpreisträger Imre Kertész hat in der *Zeit* den seit Jahren im ungarischen Schriftstellerverband herrschenden offenen Antisemitismus angeprangert. Mehr als hundert Schriftsteller, darunter Péter Nádas, Péter Esterházy und György Konrád, waren als Reaktion auf antisemitische Äußerungen des Vorstandsmitglieds Kornél Döbrentei aus dem Verband ausgetreten. Verbandspräsident Márton Kalász hatte Döbrentei wiederholt in Schutz genommen: Er wolle nicht die Rolle einer „Gedankenpolizei“ spielen. Dies sei, so Kertész, „der wahre Skandal“. *dpa*

„Birkenau und Rosenfeld“ im Kino
Marceline Joridan-Ivens preisgekrönter Spielfilm *Birkenau und Rosenfeld* mit Anouk Aimée in der Hauptrolle läuft am 15. April in den deutschen Kinos an. Der Streifen basiert auf den Erlebnissen der Regisseurin, die als junges Mädchen in das Vernichtungslager deportiert worden war. *ja*

Auschwitzprozess-Urteil als Buch
Die schriftliche Urteilsbegründung im Frankfurter Auschwitzprozess liegt jetzt erstmalig in einer textkritischen Edition vor. Die Herausgeber Friedrich-Martin Balzer und Werner Renz geben eine ausführliche Einführung in die Entstehungsgeschichte, die Resonanz in der deutschen und internationalen Presse, sowie in die Leistungen und Defizite des Verfahrens. Erschienen ist das Buch im *Pahl-Rugenstein Verlag Bonn*. *ja*

„Sammlung Feldberg“ im JMB
Das *Jüdische Museum Berlin* zeigt bis zum 13. Juni Selbstbildnisse berühmter Künstler aus der *Sammlung Feldberg*, darunter Porträts von Erich Heckel, Käthe Kollwitz, Oskar Kokoschka, Max Liebermann und Lesser Ury. Der Berliner Textilunternehmer Siegfried Feldberg hatte die Bilder während der Inflationszeit im Austausch gegen Mäntel und Anzüge von den Malern erworben. Bei seiner Emigration konnte er die Gemälde ungehindert ausführen, da sie den Nazis als „entartet“ und somit als wertlos galten. *ja*
www.jmb.de

„Klezmerwelten“ in Gelsenkirchen
Gruppen und Solisten aus Deutschland, Norwegen und den USA präsentieren sich vom 14. April bis 2. Mai bei den *Klezmerwelten* in Gelsenkirchen. Joshua Horowitz, Cookie Segelstein und Stuart Brotman (USA) führen ihr neues Stück *Veretski Pass* erstmals auf. In begleitenden Workshops können Interessierte sich selbst als Klezmermusiker erproben, Klezmermusik lernen und die Frage „Klezmermusik und Jiddisch – was ist das?“ diskutieren. *ja*
www.klezmerwelten.de

Jenseits der üblichen Bilder

Überraschend gelungen: Iris Berbens ZDF-Reportage über Menschen und Landschaften in Israel

VON TOBIAS KAUFMANN

Iris Berben in Israel? Mancher wird voller Unbehagen einen der üblichen Prominentenfilme erwarten, in denen es weniger um das besuchte Land als um die superwichtige Person geht, die sich zu einem Besuch mit Kamera bei anderen Menschen herabgelassen hat. Das erste Bild von *Und jetzt, Israel?* scheint die Befürchtung zu bestätigen. Iris Berben steht in der Negev-Wüste. Ihr Haar weht. Aus dem Off erzählt die Schauspielerin, wie sie vor fünfundsiebzig Jahren zum ersten Mal nach Israel kam. Und doch: In diesem Moment beginnt ein großartiger Film, der Vorurteile und Befangenheit wegwäscht und mit Bildern, Geräuschen und Wörtern für sich einnimmt. Iris Berben ist darin die immer präsente Erzählerin, subjektiv, offen, aber dabei leise, nie überheblich.

Hauptpersonen sind die Menschen, die Berben trifft. Menschen, die sie sich ausgesucht hat oder zu denen sie geschickt wurde, weil in Israel jeder fast jeden kennt. Die ersten Bilder ihrer ersten Station: zwei

stählerne Hakenarme beim Kaffeekochen. Sie gehören Nir, einem Soldaten, dem eine Mine die Hände abgerissen hat. Danach trifft Berben Jossi, den Chef aller Busgaren der israelischen Verkehrsgesellschaft, der nach Ansicht seiner Freunde selbst aussieht wie ein Bus. Jossi zeigt ein Album mit Fotos aller von Terroristen zerstörten Busse, die er begutachten mußte. Er schließt es stets in einem Schrank ein. Mit der Familie redet er nie über diese Bilder.

Dann streichelt Berben einen Storch bei einem Vogelkundler in Eilat, dem „größten Flughafen der Welt“, wo jedes Jahr eine Milliarde Zugvögel landen. Sie redet mit einem Gehirnforscher, plaudert mit dem israelischen Hacker, der im Zentralcomputer des Pentagon landete, sein Foto und seine Adresse hinterließ und kurz darauf Besuch von siebenundvierzig FBI-Agenten bekam. Neun Monate saß er im Gefängnis. Nun möchte er Arzt werden. Berben er-

forscht das Tel Aviver Nachtleben, besucht eine fromme Familie, trifft sich mit der Schriftstellerin Zeruya Shalev, die ihren Sohn jeden Morgen zu Fuß zur Schule bringt, weil Busse zu gefährlich sind. Berben besucht eine Beduinin mit einem Zelt voller Kinder und einem Diplom in klinischer Psychologie, läßt sich von Wissenschaftlern Bewässerungsmethoden erklären und von Schimon Peres die Welt.

All diese Begegnungen sind sensibel erzählt und gefilmt. Es gibt viele Stellen, an denen man lacht. „Wenn die Polizei in der Wüste einen Mann trifft, der nur mit einem Fell bekleidet ist, dann handelt es sich meist um Johannes den Täufer“, erzählt Professor Bar-El, Entdecker des „Jerusalem-Syndroms“, das normale Touristen in biblische Gestalten verwandelt. Bar-El behandelt sie in seiner psychiatrischen Klinik.

Und es gibt Stellen, an denen man einen Kloß im Hals bekommt. Die Schoa-Gedenkstätte Yad Vashem ist selten so gekonnt in so wenigen Bildern gezeigt worden wie hier. Oft ist man gerührt, etwa von Nir mit den Hakenhänden und sei-

nem Freund mit den Glasaugen, der seine Freundin bei einem „Blind Date“ kennengelernt hat und sagt: „Wenn du dir deiner Stärken bewußt bist, ist der Himmel die einzige Grenze.“

Es ist ein liebevoller Blick, den Iris Berben auf Israel wirft: warm, oft melancholisch über die schier aussichtslose Lage im Nahostkonflikt, aber nie vorwurfsvoll. Auch ein bißchen verklärt, manchmal gar schnulzig – genau das, was in der normalen Berichterstattung über Israel keinen Platz hat. Wer Israel nur aus den Nachrichten kennt, wird mit diesem Film ein völlig neues Land kennenlernen. Ein Land voller faszinierender Menschen, das trotz aller Zerrissenheit ein schönes Land ist. Überzeugte Berben-Hasser werden Details finden, die ihnen nicht passen. Aber an den fantastischen Landschaftsaufnahmen, den Farben, den aufwendig gedrehten Details und Interviews können auch sie kaum unbeeindruckt vorbeisehen.

„Was jetzt, Israel?“ ZDF, Teil 1 am 9. April 19,30 Uhr, Teil 2 am 13. April, 22,15 Uhr



Iris Berben zu Besuch bei Haredim

Foto: ZDF